

Die fünf Freier

Eine heitere Geschichte
von J. Jobst

(1. Fortsetzung.)

Es war, als ob der Himmel keine Wolken mehr habe. Der Wind hatte sie in weite Fernen entführt und nur seine zarresten Boten schickte er in die blühenden Lande, über denen der Rosenrost lag wie in Dornröschens Märchenreich. Aber von dem Zauberschlaf war ihnen nichts zu eigen, fröhlich regte es sich unter dem blauen Himmel und man genoss das herrliche Wetter in vollen Zügen. Auch im Herrenstall schliefen die Augen auf und über bei dem Thätendrang ihrer lieben Nachbarn.

An den Hundelärm hatte man sich allgemach gewöhnt und die Abende waren zu zählen, an denen es den Verschwoeren glückte, das junge Paar aus ihrer Veranda herauszutreiben. Es mußte Neues erfunden werden und dies gelang fast über alles Erwarten, wie die junge Frau nur zu bald erfahren sollte.

Wie jeden Morgen, so hatte auch heute Maria ihren Liebsten zur Regierung begleitet und kehrte nun fröhlich in den Herrenstall zurück. Leichtfüßig eilte sie die Stufen zur Veranda empor, ein Liedchen trällernd. Doch wie gebannt, blieb sie stehen, denn vor der Thür, die ins Haus führte, hatte etwas Dunkles mit unheimlich blickenden Augen. Sie schalt sich selbst aus und machte sich Wuth, dem Unhold zu begegnen, doch kaum wollte sie sich der Hausthür nähern, als er ihr entgegenkam in schrägem Vorstoß, Flügel schlagend und mit dem gewaltigen Schnabel nach ihren Füßen hadend. Ein Koltrabe von wahrhaft riesiger Größe wehrte ihr im buchstäblichen Sinne des Wortes den Eintritt in ihr Haus.

Die unheimlichen Augen bedrohten sie förmlich, und heifer rief er die Worte „Hans, Hans!“ heraus. Was mußte Maria davon, daß außer angenehmer Bösheit auch großer Hunger das Thier zu dem Angriff trieb. Langsam wich sie zurück. Schritt vor Schritt die Treppe hinunter, die schwarze Kreatur stetig ihr nach. Nun ging es den Weg entlang, der zwischen den beiden Häusern lag, dann um die Rückseite herum zur Hintertür, in der Maria mit einem gemalten Sak verschwand, die Thür hinter sich zuschlagend, als sei der „Gottseibeiuns“ in Person hinter ihr.

Von der Nachbarvilla aus hatten Gener und Foll gleich bösen Buben dieser unfreiwilligen Wette die schönen Frau angesehen und lachten, bis ihnen die Thränen die Backen herunterliefen. Hans sah indessen in unerschütterlichem Ernst wie die schwarze Polizei vor der Hintertür und wartete. Als alles still blieb, wurde es ihm langweilig und er hüpfte in kurzen Sätzen in den Gemüsegarten. Dort hielt er Ausschau nach irgend etwas Eßbarem, und da er nichts anderes fand, rupfte er höchst possitlich die jungen Mohrrüben aus dem Beet. Da aber kam aus der Hintertür wie eine Furie, Ziska; mit einem großen Besen bewaffnet, fuhr sie über den Räuber her, daß die Federn flogen und er trübselig entfloß.

„So, Frau Affessor, den Besen stellen mir hier in die Eck, denn haben ich 'n so staats zur Hand. Mit dat eilige Dier werden ich als prat.“ Eine kühne Behauptung, die aber vollkommen in der Luft schwebte, wie Ziska zu ihrem Schaden erfahren sollte.

Der Morgen des ersten Waschtages brach an, ein Ereignis in dem Haushalt einer jungen Ehe. Dem Affessor schwebten allerlei Erinnerungen aus seiner Jugendzeit vor, die alles andere als gemütliche zu nennen waren. Doch als er verstand, seinen bänglichen Gefühlen Ausdruck zu geben, lachte Maria ihn aus.

„Du wirst sehen, Erich, mit Ziska ist die Wäsche ein Kinderspiel. Die Waschfrau soll tüchtig sein, dazu der herrliche Trockenplatz dicht am Hause. Das Barometer turnt aufwärts, als wolle es zur Glasfäule heraus — nein, weilt du, wie ein Kind freue ich mich auf die erste Wäsche, denn hier kann ich tüchtig mithelfen.“

„Du willst doch nicht mit waschen, Kind?“ fragte Erich besorgt und betrachtete die schöngeformten Hände, in die er sich zuerst verliebt hatte, wie er stets behauptete.

Maria lachte fröhlich: „D, du Dummer, glaubst du, ich dürfte am Waschtage faulenzgen? Da muß ich tochen und puchen und zugleich Wäsche aufhängen. Das Trocknen besorge ich allein, da sollst du mal erleben, wie rasch wir fertig werden.“

Und Maria hing Wäsche auf! Ein förmlicher Wind spielte mit dem zierlichen Geträufel, das sich ihr so anmuthig auf Stien und Nadeln leate. Die weiche, warme Luft trocknete die weichen Hände, die zierlich Stück für Stück an der Leine befestigten, daß es bald in der Wiese auf und ab flatterte in schneeiger Weis in jastlicher Gestalt und Größe. Nun war der erste Wäscheforb geleert, und bis neuer Borrath kam, verschwand die junge

Frau eilig im Hause, um nach der Küche zu sehen. Dann ging sie in ihres Mannes Stube, um dort aufzuräumen. Wie töstlich kühl es hier war, sie ergriff nach geheimer Arbeit ein Buch und sank in einen Sessel am Fenster; von dort konnte sie ja den Trockenplatz im Auge behalten und sehen, wann Ziska zum Vorschein kam. Ah, die Ruhe that gut! Was hatte sie denn da in Händen? Ah, Seidel, und zwar Leberecht Hühnchen. Köstlich, wie das zu ihrer Stimmung passte, Blatt um Blatt wurde gependelt, da — hellauf lachte die junge Frau — natürlich, da war ja auch ein Raub, eine boshafte Seele, mit der nicht einmal ein so liebevolles Gemüth fertig wurde, wie Leberecht Hühnchen, wie viel mehr war sie also zu energischer Abwehr gezwungen.

Wo das schwarze Vieh nur herkam? Vielleicht aus der Nachbarvilla? Oder war der Koltrabe hier so häufig vertreten, wie bei ihnen zu Hause die Saatfrähe? Aber so vertraut und wiederum so dreist konnte doch nur ein zahmer Raub sein. Er hatte sich heute noch nicht sehen lassen.

Während die junge Frau über das schwarze Raubthier nachdachte und sich sogar in Wehmüth Thierleben vertiefte, um sich als würdige Tochter eines gelehrten Vaters über Wesen und Art dieser Gattung von Hausthier zu informieren, ging draußen das Unheil seinen Gang.

„Ich sage Ihnen, Herr Regierungsrath, das Thier ist ein Genie,“ erklärte zu derselben Zeit in der Nachbarvilla Fall seinem Mitverschwoeren. „Brehm hat recht, der Koltrabe ist der Fuchs unter den Vögeln. Sehen Sie doch mal, wie das Vieh jeh, da die junge Frau den Schauplatz ihrer Thätigkeit sorglos verlassen hat, durch das Gras heranschleicht, wie ein Indianer auf dem Kriegspfad. Er will sich wohl die Wäsche der fleißigen Hausfrau ein wenig näher ansehen. Dem ist nichts heilig, nicht einmal der Anhalt eines funkelneuen Leinenschranks. Nun sehen Sie bloß das Satansstübchen an, wie er zur Attade übergeht. Na — wenn uns das nicht zum Ziel führt, will ich nicht meiner Mutter Sohn sein.“

Hans war während dieser Rede durch das dicke Gras geschlichen, die mächtigen Augen funkelten nur so vor Tüde und Bosheit, er hatte das Strafgericht mit dem Besen nicht vergessen. Es hatte den Anschein, als ob der gewaltige Schnabel noch länger wüchse. Der Trockenplatz war erreicht, auf dem den Steig entlang an starken Pfählen die Leine gespannt war, an der die schneidige Wäsche mochte und wintete.

Hans hüpfte vorerst einmal die ganze Bahn ab und trachtete dabei wohlgefallig vor sich hin, er nahm Parade ab, ehe er sich zum Angriff entschloß. Doch nun los, das schöne Tischstück lenkte sich gerade bedenklich der Erde zu, der Schnabel faßte zu und zerrte vergnüglich daran. Hans sah, er zog immer stärker, doch das Wäschestück gab nicht nach, aber unser Rabenvieh auch nicht, bis der Steig sein war und er triumphierend ein abgerissenes Stück Leinwand mit seinem Schnabel in Atome zerkerte. Nun verdachte Hans seine Geschicklichkeit an kleineren Stücken. Mit einigen ungeschickten Bewegungen der abgestuften Flügel erhob er sich in die Lüfte und ließ nach einer Serviette — sie lag im Grase. Hans hatte nun die Situation erfasst, er turnte geschickt die Wäscheleine entlang und löste unter friedlichem Geträufel ein Stück Wäsche nach dem andern von der Leine — trocken waren sie ja, und so hatte es die junge Frau bequemer. Daß aber der scharfe Schnabel ungeschickte Löcher in das Linnen rief, machte Hans keine Gewissensbisse. Hier eine Serviette und dort eine, dann folgten die Tischtücher, die Handtücher, die Betttücher, nun kam die tierische Leibwäsche dran. Gerade beugte das Unthier als nächste Beute ein wunderbares Nachtgewand, das verzweifelt mit den Armen abwehrte und nach Hilfe wintete, da kam's, durch den Gemüsegarten die Wiese entlang heranebraut, Ziska voran mit dem Hans nur zu bekannten Besen, den sie schon von weitem schwana. Hinterdrein in schmerzlichen Säben die awidhtige Waschfrau, die ein übriges that in gellendem Geschrei.

Na, das konnte ja Todte wecken, wie vielmehr die im dämmrigen Zimmer sitzende junge Frau. Der Brehm fiel zur Erde, und Maria konnte gleich das „Grenpel auf das Beispiel“ machen, als sie draußen die Verwüstung in Augenschein nahm. Wie erstarrt hob sie während der wortreichen Erklärung Ziskas ein Stück Wäsche nach dem andern auf und ließ die blickenden Sonnenstrahlen durch die Löcher spielen, während der Verbrecher in das dicke Köhricht geschlüpft war und so dem Chor der Rachegöttinnen entging.

Gerade schloß Ziska mit den energischen Worten: „Wat dat anjeht, so soll es mer en Plästr sein, den Deuwelsbier alle Knochen im Leib tapores zu hauen, Frau Affessor, und sollten ich auch vor's Gericht,“ als der Herr des Hauses daherkam. Ziska sowohl wie die Waschfrau fanden es angemessen, die beiden in ihrem Jammer allein zu lassen. Rücksichtsvoll zogen sie sich ans Waschtisch zurück und kürzten sich mit verbissener Wuth auf dessen Inhalt, daß die Seifenblasen flogen.

„Erich, sieh doch nur, das Tischstück, die Servietten, die Handtücher, und hier noch welche und dort. All die Gebilde sind ruiniert, aus allen fehlen einige Stücke, denn solche Löcher sind ja kaum noch Löcher zu nennen, zu stopfen ist nichts mehr. Zerlegt ist alles, Lumpen liegen hier.“

„Das ist sehr traurig, liebes Kind, aber warum hat Ziska nicht besser aufgepaßt?“

„Ziska wäscht doch, ich habe die Wäsche aufgehoben und dann mußte ich in die Küche. In deinem Zimmer war auch noch Staub zu wischen, wer kann denken, daß das Thier auf so etwas ausseht.“

„Der Koltrabe ist das possitlichste, klügste Thier unter den Vögeln,“ besetzte Erich, „er ist der Fuchs unter ihnen.“

Maria unterbrach ihren Mann ungeduldig, sein Gleichmuth reizte sie. „Darüber brauchst du mir keinen Vortrag zu halten, das habe ich soeben noch im Brehm gelesen. Seidel läßt seinen Leberecht Hühnchen von dem räthselhaften Vogel sprechen, was gleichbedeutend ist mit boshafter Kreatur.“

„Das hast du gerade im Zimmer gelesen, während der Raub hier seiner Natur freien Lauf ließ?“ Erich lachte fröhlich los.

„Du lachst noch, wenn ich weine,“ rief Maria zornig.

„Aber, Kind, hast du denn keinen Sinn für Humor?“

„Der Humor geht flöten, wenn der Leinensack der Hausfrau so muthwillig verdorben wird.“

„Maria, erweise dich doch nicht so, die paar Servietten! Wer taufen neue.“

„Als ob sich so etwas ereignen ließe. Aus dem alten Gebet, das von deiner Mutter kam, sind drei zerfetzt, nun habe ich nur noch neun.“

„Aber Schatz, dann behelfen wir uns mit neu.“

„Und die Handtücher? Drei Sorten sind unvollständig, alles aus dem Dugend heraus. Welche Unordnung reizt in meinem Leinensack ein, es ist gar nicht auszubuten. Zwanzig Jahre und darüber habe ich den Kerger immer von neuem und das versteht du nicht?“

„Es thut mir von Herzen leid, liebes Kind, aber das Unglück ist doch nun mal geschehen. Von nun an müßt ihr aber besser aufpassen.“

„Aufpassen? Wo und wann? Weißt du denn, auf was das araffische Thier das nächste Mal verfällt? Vielleicht zeigen ihn künftig deine kostbaren Asten, es muß ja eine Lust für ihn sein, so schönes Papier zu zerfetzen, und dann möchte ich einmal erleben, wie sich dein Humor aus der Affäre ziehen wird.“

„Das kann gar nicht geschehen,“ antwortete der Affessor überlegen.

„So, du hast oft genug wichtige Papiere auf dem Schreibtisch liegen und man kann doch dieses besüßigten Thieres wean nicht auch noch die Fenster im Herrenstall geschlossen halten. Schlimm genug, daß man draußen alles mit Mensch und Thier theilen muß.“

Marias Worte hatten ins Schwarze getroffen und auch dem Gatten verging jezt der Humor, mit dem er sich noch eben gebrüht hatte. Aus tiefem Nachdenken machte er sich mit den Worten Luft: „Wenn ich doch nur müßte, wenn dieser Satansbraten gehört?“

„Fortaffessor Fall,“ lautete die prompte Antwort, „die Waschfrau hat es eben verrathen. Aber da ja Garten, Luft, Wiese, Köhricht und so ziemlich alles hier im Herrenstall gemeinamt ist, wird wohl nichts gegen die Freiheit dieses Unthiers zu machen sein.“

„Ich muß Sie allerdings bitten, das Thier festzulegen.“

„Das sagt sich leichter, als es gethan ist.“

„Wieso, ein Käfig ist doch bald besorgt.“

„Mein Hans, das theure Vermächtniß meines Onkels des Oberforstmeisters soll in einem engen Käfig sein Leben vertrauen? Nein, das kann nicht Ihr Ernst sein, Herr Affessor.“

„Wenn Ihr Thier gemeiniglich ist?“

„Das geht nicht, nein, das darf ich nicht. Gnädige Frau, legen Sie ein gutes Wort für mich ein.“

„Nachdem der Raub mir soeben solchen Schaden zugefügt hat?“

„Ich bin bereit, Ihnen den Verlust zu ersetzen.“

„Das können Sie gar nicht, denn mit den zerfetzten Stücken ist der Inhalt meines Leinenschranks unvollständig, Servietten fehlen im Dugend, ein Tischstück ist hin, der Handtücher gar nicht zu denken.“

„Sie sehen mich untröstlich, gnädige Frau, aber ich weiß mir keinen Rath. In dem Testament des Onkels heißt es ausdrücklich: „Außer der obengenannten Summe vermache ich den Hans meinem Neffen, und da ich meine Pietät kenne, brauche ich ihm meinen schwarzen Liebling nicht besonders ans Herz zu legen. Er wird ihn gut halten, ihn nicht der Freiheit berauben und ihn nichts entbehren lassen bis an sein Ende.“ Diesen Appell an mein besseres Ich kann ich doch nicht Lügen strafen, zudem ist meinem unvergeßlichen Onkel zu großem Dank verpflichtet bin.“

Diese kleine Rede kam so gemüthvoll über die Lippen des Heuchlers, daß das Ehepaar, namentlich aber Maria ganz gerührt war. „Und wann starb Ihr Herr Onkel?“

„Es sind schon sechs Monate seit seinem Tode verfloßen, doch wurde der Haushalt erst jezt aufgelöst.“

„So lassen wir denn vorläufig dem frechen Räuber seine Freiheit,“ beschloß nach kurzem Ueberlegen Kreuzer, „aber wir werden uns seiner Uebergriffe erwehren.“

„Thun Sie, was Sie müssen, aber schonen Sie sein Leben, Herr Nachbar. Hans ist mir heilig als Vermächtniß meines seligen Onkels.“

Noch eine Verbeugung und der höfliche Fortaffessor war gegangen. Den Zurückbleibenden war es, als hätten sie eine klägliche Niederlage erlitten, doch schwiegen sie sich darüber aus.

„Morgenstunde hat Gold im Munde,“ denkt der Bäcker und verfennt seine Ansperrwaare zu ungewöhnlich früher Stunde. Pfeifend kam der Laufjunge den Herrenstall entlang und hing die Verkleiden mit den frischen Semmeln an die Hausthüren. Verschlafen sah der Bursche das Hauptmann von Willmeroth ihm nach, er war gerade bei der Toilette. Nun bog der Bäckerjunge in den Weg ein, der zwischen der Villa des Regierungsraths und der Kreuzers durch führte und dort dort seine Pflicht. Auf dem Rückweg drang ein heiseres Krächzen an seine Ohren. Neugierig ging der Laufbursche den unheimlichen Tönen nach und entdeckte in einem mächtigen Käfig das Raubthier, das aufgeregt hin und her flatterte, und dann wieder seine Künste an dem Schloß seines Gefängnisses zu versuchen. „Hans, Hans!“ rief er dem Runnen zu und sah listig und zugleich so flehend mit schief abgeogenen Köpfchen zu ihm auf, daß der Gutmüthige

nicht widerstehen konnte und das Schloß öffnete.

„Na, denn lauf,“ sagte der Freier, aber kaum war ihm das Wort entflohen, als das Vieh auch schon oben auf dem Korbe saß, um sich an den Semmeln gütlich zu thun.

„Hoho, so war's nicht gemeint,“ rief der Bursche, packte den Räuber bei den Flügeln und warf ihn zur Erde, und dann eilends sich und seine Waaren in Sicherheit zu bringen, denn ohne ein paar kräftige Schnabelbisse war es bei der Selbstvertheidigung nicht abgegangen.

Hans blühte ihm voller Befriedigung nach, denn nun konnte er seiner Freiheit froh werden. So früh am Morgen war sie ihm noch nicht geworden, kein Mensch, kein Thier ließ sich blicken, er fühlte sich als Alleinherrscher des Herrenstalls. Fröhlich kreischte er sein: „Hans, Hans!“ in den Moränen hinein, tanzte auf dem breiten Wege, hin und her, um die Flügel wieder geantig zu machen, und erhaschte dabei den Anblick des rothen Semmelbeutels, der so aufdringlich von Kreuzers Hintertür in sein Auge leuchtete. Noch ein mißtrauischer Blick traf den strubbinigen Besen, der dicht daneben in seiner ganzen Größe paradierte, doch die lühne Hand schloß, die ihn schwenkte. So kam Hans bereit näher, ja er hatte sogar die Keckheit, den Besen als Stützpunkt zu wählen, um die Beute desto leichter zu fassen. Sein gewaltiger Schnabel klickte sich in dem Reuge fest, ein paar Mal schwenkte er hin und her und wardaus — floar Raub, Beulel und Semmel auf den Boden.

Droben hinter ihrem rofenumtanten Fenster schlief indessen Ziska in den Morgen hinein. Der Traum führte sie an den fernen Rhein und ein bäriger Mund suchte den ihrigen, ärtlich stüßend: „Mein Zifelschinken!“ Die Schläferin köhnte tief auf vor Wonne bei dem Rosenamen, mit dem sie hier niemand nannte, und eine so große Sehnsucht faßte ihr Herz, daß sie aufstiege. Bei diesem Schrei erwachte sie ja und blieb noch eine Weile wie abannt liegen, ehe sie sich auf die Wirklichkeit besann. Die heiseren, ihr so wohlbekannten Töne, die zu dem offenen Fenster herindrangen, weckten sie aber bald vollends auf und führten sie in unheimlicher Geschwindigkeit auf das Schlachtfeld, wo Hans mit wahrer Wollust der ledernen Frühstückswaare den Garaus machte.

Was half es ihr, daß bei ihrem Raben der schwarze Satan mit Hohn gelächter entfloß, es war nichts mehr zu retten. Doch nun faßte Ziska eine Wuth ohnegleichen, sie fühlte sich doch nicht ganz ohne Schuld, denn sie hatte sich total verschlafen. — Was hatte sie sich auch gestern Abend noch so spät bis in die Nacht hinein mit Hans, dem Hausburschen des Hauptmanns, an unterhalten — und das schaltete ihren Grimm noch mehr. Mit großen Sprüngen kam sie hinter dem Thier her, das seinem Käfig zubüßte, als ob es instinktiv fühlte, daß die Anoreiferin vor dessen Stäben halt machen würde. Hans hatte sich nicht getraut, Ziska stand einen Moment rathlos, aber schon übermannte sie von neuem der gerechte Zorn, und sie überlegte nur noch, wie sie das nach ihr hadende Ungehum am besten fassen könne, als eine Hand hinter ihr hervorlängte und das Schloß des Käfigs wieder befestigte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pudel als Friedensrichter.

Eine eigenartige Klage wurde kürzlich vor dem Gericht in Novono verhandelt. Angeklagt war der Friedensrichter von Bragasio wegen Mißhandlung der Besetze. Er hatte, wie durch die Beweisaufnahme festgestellt wurde, die Verhandlungen vor dem Friedensgericht allerdings in seltener Form geleitet. Auf dem Sessel des Friedensrichters saß gewöhnlich nicht der Richter selbst, sondern sein schwarzer Pudel, dem er die Funktionen seiner Gewalt übertragen hatte. Zum Zeugen, daß der Pudel als Richter angesehen sei, hatte dieser ruffische „Dorfrichter Adam“ ihm das Schloß der richterlichen Gewalt die goldene Kette angehängt. Der Pudel war vorzüglich dressirt und saß während der ganzen richterlichen Handlung still und würdig da. Sein Herr und Friedensrichter saß hinter ihm auf einem Stuhle. Dieser originelle Richter fällte auch seine Entscheidungen nach selteneren Grundsätzen. Die Parteien mußten ihre Sache vortragen. Nach der Beweisaufnahme befragte der Richter den Pudel um seine Meinung. Nun gab der Hund irgend einen Laut von sich, den allerdings nur sein Herr genau verstand. Die Töne des Pudels entschieden jedenfalls über den Ausgang des Prozesses. Ob sich der Richter dabei von hohen oder tiefen Tönen leiten ließ, oder ob andere Tonigenschaften dabei ausschlaggebend waren, ist nicht bekannt. Sicher ist nur, daß der Pudel völlig die Rolle eines Friedensrichters spielte. Diese Herrlichkeit nahm aber ein Ende, als eines Tages ein intelligenter Bauer vor dem Friedensrichter erschien, um eine Klage vorzubringen. Auch in diesem Falle saß der Pudel wieder auf dem Richterstuhl und baute zum Ueberflus noch eine Brille auf. Der Bauer verbat sich diese Scharje, in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit wurde aber, wie das in Kaufland so geht, einfach hinweggemoren. Er sagte sich jedoch unerschrocken sein Recht und verweigerte dem Friedensrichter vor dem zukünftigen Gericht. Der Urtellspruch gab dem Bauern Recht. Der Friedensrichter wurde für die ganze Zeit seines Lebens seines Amtes entsetzt und es wurde ihm die Befähigung abgeprochen, jemals wieder irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden. Dies war das Ende des Pudels als Friedensrichter.

Friedrich der Große pflegte sich nach seinen Siegen in sein Palais in Potsdam zurückzuziehen, um zu philosophieren und Flöte zu blasen. Als sich Kaiser Wilhelm der Zweite vorgefeln dahin zurückzog, um die Wohnnachrichten abzuwarten, war die Situation noch sehr unentschieden.

Die Deffnung der Indianergräber erregt hier umso weniger Anstoß, als dadurch keine erwandtschaftlichen oder Pictätsgeföhle verlegt werden, wie es durch die längst gesetzlich verbotene Deffnung der Hünengräber in Deutschland geschah.

Je älter die „alten Herren“ werden und je mehr sie zu Verstand kommen, um so eifriger treten sie für ihre Alma Mater ein, der sie, wenn nicht alles, so doch sehr viel, namentlich auch ihre Würde, die sie als „alte Herren“ befehlen, zu verdanken haben.

Für die Zustände in der französischen Flotte spricht es Bände, daß niemand das Postesuille der Marine wollte.

Es giebt keine langen Winterabende mehr!

Lesen Sie den interessantesten Roman aller Zeiten, das an Abenteuer reiche Leben des

Grafen von Monte Christo

von Alexandre Dumas

Neben diesem unvergleichlich spannenden Roman enthalten die beiden Bände noch zwei weitere Romane:

Ein Grab an der Kirchhofsmauer

von Julie Burow

Paulinenhof von A. Warby

In der Office dieser Zeitung zu haben

Preis der 3 Romane--Volks-Ausgabe--Großer Druck--Nur 75 Cts.

